

Ist die Revolution von 1848 ein Baustein für die europäische Identität?

Abschlusspodium der Tagung «1848 und Europa – Zwischen Völkerfrühling und Chauvinismus» des Paul-Singer-Vereins Berlin in Kooperation mit der Heinrich-Böll-Stiftung, 14./15. Oktober 2012 in Berlin

Es diskutieren: György Dalos¹, Rüdiger Hachtmann², Heinz-Gerhard Haupt³, Christian Jansen⁴, Robert Traba⁵, Moderation: Reinhard Rürup⁶.

Reinhard Rürup: Nun kommen wir zu 1848 und Europa. Wenn wir in den großen Erinnerungsschritten denken, haben wir zunächst 1898 eine 50-Jahrfeier gehabt. Das war in Deutschland ein Ereignis für Minderheiten. Die sozialdemokratische Arbeiterbewegung, die schon keine kleine Minderheit mehr war, stellte sich eindeutig in diese Tradition. Im Bürgertum waren es aber nur die sehr kleine Gruppierung der Demokraten und einige wenige Linksliberale. Alle Übrigen interessierte das gar nicht. 1948 war es dann ganz anders. Noch gab es weder die Bundesrepublik noch die DDR, sondern nur die vier Besatzungszonen. In allen Zonen wurde damals der Revolution von 1848 gedacht. Nach der NS-Zeit hatte man ein starkes Bedürfnis, an demokratische und liberale Traditionen anzuknüpfen. In Berlin gab es damals eine große, vom Magistrat veranstaltete gemeinsame Feier, bei der Friedrich Meinecke, ein bürgerlicher Historiker, den Festvortrag hielt. 1998 dann bekannte sich die Bundesrepublik zum ersten Mal als Ganzes mit all ihren Repräsentanten und auf den unterschiedlichsten Ebenen uneingeschränkt zur Tradition von 1848 und erklärte 1848 geradezu zu einem Eckstein der politischen Kultur der Bundesrepublik. Das war eine ganz neue, in manchem auch überraschende Erfahrung.

Eines der Ergebnisse von 1998 ist übrigens ein Buch, das fast den gleichen Titel hat wie unsere Konferenz: «Europa 1948. Revolution und Reform», herausgegeben von Heinz-Gerhard Haupt, Dieter Dowe und Dieter Langewiesche. Das war das Ergebnis einer Großkonferenz der Friedrich-Ebert-Stiftung. Es ist ein Buch von 1300 Seiten, auch ins Englische übersetzt, mit einer deutlich über den deutschen Büchermarkt hinausgehenden Wirkung.

- 1 György Dalos stammt aus Ungarn und lebt in Berlin. Er ist Schriftsteller und Historiker und leitete lange Zeit das Ungarische Kulturinstitut.
- 2 Prof. Dr. Rüdiger Hachtmann ist Projektleiter («Das fordistische Jahrhundert [1919 bis 1989]») am Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam.
- 3 Prof. Dr. Heinz-Gerhard Haupt war Professor für vergleichende europäische Geschichte am Europäischen Hochschulinstitut Florenz und ist heute Projektleiter («Das Politische als Kommunikationsraum in der Geschichte») an der Universität Bielefeld.
- 4 Prof. Dr. Christian Jansen ist Professor für Neuere Geschichte an der Universität Trier.
- 5 Prof. Dr. Robert Traba stammt aus Polen. Er ist Direktor des Zentrums für historische Forschung der polnischen Akademie der Wissenschaft in Berlin und Honorarprofessor an der Freien Universität zu Berlin.
- 6 Prof. em. Dr. Reinhard Rürup war zuletzt Professor für Neuere Geschichte an der Technischen Universität Berlin und von 1989 bis 2004 Leiter der Gedenkstätte Topographie des Terrors.



Ausschnitt aus einer Lithographie von Ferdinand Schröder, 1849: Karikatur auf die Niederlage der Revolutionen in Europa 1848/49.

Der Forschungsstand hat sich nach meiner Einschätzung seitdem nicht entscheidend verändert. Zwar wird hier und da noch etwas Neues gefunden, aber auch das große Buch von Rüdiger Hachtmann war schon 1997 erschienen. Bei unserer Konferenz kann es deshalb nicht darum gehen, neue Forschungsergebnisse zu präsentieren oder den Forschungsprozess anzuregen. Wir wollen vielmehr gemeinsam darüber nachdenken, auf welche Weise man in Berlin und in der Bundesrepublik der 1848er Revolution künftig gedenken soll, welchen Stellenwert sie in unserer – wie wir das heute gerne nennen – *Erinnerungskultur* bisher hatte und künftig haben soll.

Wir haben heute Vorträge gehört, die uns noch einmal in Erinnerung gerufen haben, was sich 1848 in den verschiedenen Ländern ereignet hat. Vorträge, die den Forschungsstand zusammengefasst und auch eigenständig interpretiert haben. Jetzt muss es um die Frage gehen: Wie gedenken wir dieser Revolution, und sollte Berlin, sollte der Friedhof der Märzgefallenen⁷ dabei eine besondere Rolle spielen?

Ich beginne mit zwei Fragestellungen, mit denen wir uns noch einmal dessen vergewissern wollen, was 1848 in Deutschland und Europa tatsächlich geschehen ist: War es, erstens, tatsächlich eine europäische Revolution, oder war es eine Revolution, die zwar in vielen, aber bei weitem nicht allen europäischen Staaten stattfand?

7 Der Friedhof der Märzgefallenen ist eine Gedenkstätte im Volkspark Friedrichshain in Berlin. Der Paul-Singer-Verein, auf dessen Initiative hin die Tagung stattfand, setzt sich für die Anerkennung des Friedhofs als nationale Gedenkstätte ein.

Und war es eine, die ihre je eigenen Ursachen, Verlaufsformen und Ergebnisse hatte? Wie stark waren die Gemeinsamkeiten? War es ein Ländergrenzen überschreitender gesamteuropäischer Vorgang? Dass die revolutionären Bewegungen aufeinander bezogen und in vielerlei Hinsichten auch voneinander abhängig waren, ist in den Referaten deutlich geworden. Aber es ist auch deutlich geworden, dass sie alle ihren spezifischen Kontext und ihre besonderen Interessen hatten und dass diese zwischen den Nationen durchaus konträr sein konnten.

Die zweite Frage geht dahin, ob diese Revolution eigentlich eine gescheiterte Revolution war und als solche erinnert werden muss, oder ob sie nicht doch auch bleibende Erfolge erzielt hat.

Ich erinnere noch einmal daran, dass die Revolution auf mindestens drei Ebenen stattgefunden hat. Zunächst einmal wurde sie zu einem erheblichen Teil durch die soziale Frage ausgelöst. In dieser Hinsicht ging es um aktuelles Krisenmanagement. Diese Probleme wurden zumindest teilweise dadurch gelöst, dass die Konjunktur besser wurde und die Ernten reichlicher ausfielen, es also wieder Arbeit und Brot gab. Die zweite Ebene war die der Verfassungspolitik. Da haben wir es doch mit einigen bleibenden Erfolgen zu tun. Preußen und Österreich, die beiden dominanten Staaten in Mitteleuropa, waren vor 1848 keine Verfassungsstaaten, sie waren es aber danach. Viele andere deutsche Staaten, die schon im Vormärz Verfassungen erhalten hatten, sind Verfassungsstaaten geblieben, einige von den kleineren Staaten sind es auch in der nachrevolutionären Zeit noch geworden.

Die dritte ist die nationalpolitische Ebene. Hier ist die Revolution in Deutschland zweifellos gescheitert. Hier ist sie aber auch in den anderen europäischen Staaten nicht wirklich erfolgreich gewesen. Wenn man über das Scheitern der Revolution in Deutschland nachdenkt, muss man sich klarmachen, dass die Revolution von 1848 ja in keinem einzigen europäischen Land rundum erfolgreich war. Selbst in Frankreich, Herr Haupt hat nachdrücklich darauf hingewiesen, war kurz darauf ein neuer Kaiser da, Napoleon III. Das kann man nicht gerade als Erfolgsgeschichte einer liberal-demokratischen Revolution betrachten.

Vor diesem Hintergrund – 1848 war nirgendwo durchweg erfolgreich – muss man meines Erachtens nachdrücklicher als bisher danach fragen, welche bleibenden Ergebnisse und Erfolge diese Revolution eben auch erzielt hat. Welches sind die Traditionen – außer einer Tradition des Scheiterns –, an die man anknüpfen kann?

In dem Zusammenhang will ich noch kurz daran erinnern, dass das konservative Bürgertum und sowieso alle Regierungen in Deutschland im 19. Jahrhundert ein großes Interesse daran hatten, die Revolution von 1848 als ein vollkommen gescheitertes Unternehmen darzustellen, weil sie damit die Behauptung verbanden, dass man daran sehen könne, dass die Bürger es eben nicht selber können, sondern die Regierung und die herrschenden Schichten es machen müssen. Dies ist eine Interpretation, die sich im Grunde noch heute in vielen Geschichtsbüchern findet. Und dagegen sollte man angehen.

Mit der nächsten Frage leite ich zur zweiten Ebene der Diskussion über: Woran soll denn heute erinnert werden? Soll in erster Linie daran erinnert werden, dass es eine Revolution in Deutschland gab und dass diese Revolution auch nicht

schlechter war als in anderen Ländern? Gibt es irgendeine Berechtigung zu einer Art Revolutionsromantik?

Ich denke, man muss das Verhältnis von Revolution und Reform oder umgekehrt auch von Reform und Revolution neu reflektieren. Die bleibenden Veränderungen, die realen Fortschritte im politischen und gesellschaftlichen Leben sind in Deutschland und den meisten europäischen Staaten durch Reformen erzielt worden. Da Ergebnisse wichtiger sind als die Art und Weise, durch die sie zustande kommen, muss man deshalb, gerade wenn man eine Revolution zum Eckpunkt unserer Erinnerungskultur machen möchte, das Verhältnis von Revolution und Reform neu bestimmen.

Wenn man das tut, dann sind es nicht in erster Linie die Barrikaden, so schön die Bilder auch sind, an die man erinnert. Man erinnert vor allem daran, dass in einer politisch-gesellschaftlichen Krise Menschen ihr Schicksal selbst in die Hand genommen, dass sie sich demokratisch verhalten haben und dass sie dafür auch auf Barrikaden gegangen sind – aber nicht, weil sie gerne auf Barrikaden gehen wollten, sondern weil es Situationen gab, in denen die Konsequenz ihres Denkens dieses erforderte. Diese Menschen haben ihr Schicksal in die Hand genommen, haben Risiken nicht gescheut und haben Solidarität erfahren. Ich denke, das sind die Dinge, an denen wir für die Erinnerungskultur ein besonderes Interesse haben sollten.

Nun möchte ich noch kurz auf die europäische Dimension eingehen: 1848 und Europa. Was sollen wir da erinnern? Der Untertitel unserer Konferenz ist da sehr ambivalent: «Zwischen Völkerfrühling und Chauvinismus». Im Vortrag von Hans Henning Hahn⁸ hieß es im Untertitel sogar «vom Völkerfrühling zum Alptraum widerstreitender Nationalismen». Und zu Recht ist angemerkt worden, dass es das Ziel war, Nationalstaaten zu gründen, keineswegs ein vereintes Europa. Man war sich aber andererseits durchaus bewusst, dass man in einem gemeinsamen Europa lebte, dass die Nationalstaaten neben- und miteinander existieren mussten und konnten. Das ist die Tradition des «Völkerfrühlings», so wie Heinrich Heine und andere es verstanden haben: Sie glaubten, dass künftig die Völker nicht mehr gegeneinander zu Felde ziehen, sondern miteinander eine neue, menschenfreundliche Zukunft schaffen würden. Das waren wegweisende, unter den damaligen Verhältnissen kühne Ideen. Sie sind durch den starken Drang in den meisten revolutionären Staaten, einen eigenen Nationalstaat zu bilden, nicht widerlegt worden. Aber man muss die Spannung zwischen dem Nationalen und dem Europäischen aushalten können. Auch das lehrt unter anderem die Revolution von 1848.

Schließlich und endlich müssen wir uns immer fragen: Welche Bedeutung hat in einer solchen Erinnerungskultur Berlin? Welche Bedeutung hat Europa in Berlin, in der deutschen Hauptstadt? Und welche Bedeutung hat dann innerhalb Berlins wiederum der Friedhof der Märzgefallenen? Wie soll, kann und muss man argumentieren, wenn man der Meinung ist, der Friedhof der Märzgefallenen soll aus

8 Prof. Dr. Hans Henning Hahn ist Professor für osteuropäische Geschichte an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Er hat den Eröffnungsvortrag der Tagung im Abgeordnetenhaus von Berlin gehalten: 1848 und Europa – vom Völkerfrühling zum Alptraum widerstreitender Nationalismen.

dem relativen Dämmerzustand erlöst und zu einer nationalen Gedenkstätte für 1848 werden?

György Dalos: Dass die ungarische Revolution 1848 eine europäische Revolution war, das ist klar für die ungarische Tradition, was aber nicht bedeutet, dass die Bezüge dieser Ereignisse in Ungarn «Revolution und Freiheitskampf 1848/49» genannt werden oder dass die Bezüge dieser Ereignisse zu Europa konfliktlos gewesen wären. Die ursprüngliche Idee am 15. März, die die Leute in der damals ziemlich kleinen Stadt Pest auf die Straße brachte, war die Reform. Gleichzeitig wurde die Parlamentssitzung in Pressburg abgehalten. Dort wurde auch über die Reformen, und zwar über die wichtigste Reform, über die Aufhebung der Leibeigenschaft diskutiert. Die Diskussion änderte sich mit der Ankunft des Schiffs aus Wien am 14. März in Budapest, das die Nachricht von der Wiener Revolution brachte. In Pest war Jahrmarkt. Und Studenten der Universität, die Stammgäste eines einzigen großen Wiener Cafés waren, Café Pilvax, haben sich plötzlich entschlossen, die Geschichte ein bisschen zu beschleunigen. Das bedeutete erstens, dass sie in 12 Punkten die wichtigsten Forderungen zusammengefasst haben: Pressefreiheit; Landtag nicht in Bratislava, nicht in Pressburg, sondern in Pest, und zwar frei gewählt; dann die Union mit Siebenbürgen, das heißt nicht die Einverleibung von Siebenbürgen; dann allgemeine Gleichheit vor dem Recht. Das war schon eine Folge der Aufhebung der Leibeigenschaft – also allgemein demokratische Forderungen. Und die erste dieser Forderungen hieß: Wir wünschen die Freiheit der Presse, die Streichung der Zensur. Woher sie damals wussten, dass beides nicht absolut gleichbedeutend ist, ist ein Wunder.

Aber sie haben auch etwas getan. Sie sind in die damals größte Budapester Druckerei Landerer & Heckenast, eine deutsche Druckerei, gegangen und haben feierlich ihre Hand auf die Presse gelegt und erklärt, dass die Presse frei sei. An diesem Tag gab es im Nationaltheater eine Vorführung des klassischen Dramas Bánk Bán, also ein antifeudales Drama. Und vor dem Nationalmuseum deklamierte der junge, damals 25-jährige Sándor Petöfi sein Nationallied. Dieses Nationallied war ziemlich pathetisch und der Refrain lautete: «Bei dem Gott der Magyaren schwört den Eid, schwört den Eid, dass ihr vom Joche euch befreit.» Das heißt, er vereidigte die Nation auf die Freiheit. Das war alles wunderschön poetisch. Und in Wien hatte man die Hosen voll – vor den eigenen Studenten und vor diesen unberechenbaren Ungarn. Und die Wiener Regierung hat im April auch die Gesetze erlassen und das sogenannte verantwortliche ungarische Ministerium wurde aufgestellt mit dem Revolutionsheld Lajos Kossuth als Finanzminister ohne Budget. Und es sah so aus, dass das alles gehen würde.

Was aber diese nationale Regierung von Anfang an versäumt hat, war der Frieden mit den nationalen Minderheiten, mit den Nachbarn, mit den Kroaten, Serben, Rumänen, die dann wiederum vom Haus Habsburg dazu missbraucht werden konnten, gegen die ungarische Revolution die Rolle der Vendée zu spielen.

Der Held dieses Widerstandes war ein k.u.k. Offizier und jüdischer Dichter, der Kroat Jellacic. Und es ist gelungen, eine 200.000 Mann starke kroatische Armee gegen

die ungarische Revolution zu mobilisieren. Und alle wussten, dass, wenn Slawen in diesem Imperium gegen die Ungarn kämpfen, dann können die Russen, das zaristische Russland nicht neutral bleiben. Als dann die Revolution gegen die Kroaten und dann gegen die Habsburger einen militärischen Sieg nach dem anderen erreichte, ging Kossuth weiter und proklamierte im April 1849 eine Unabhängigkeitserklärung nach amerikanischem Muster. Dann kam die 200.000 Mann starke zaristische Armee. Die dachte einerseits an ihre panslawischen Sympathien und andererseits an Polen. Denn in diesem Heer der ungarischen Freiheit kämpften zwei polnische Generäle, Jozef Bem und Henryk Dembinski. Und Polen war natürlich der wunde Punkt des ganzen Systems.

Was neu und was für die Zukunft sehr wichtig war, war die Erfahrung der ungarischen Revolutionsregierung, dass Europa nicht helfen wird. Es wird zwar eine europäische Sache vertreten, aber es kommt keine Hilfe. Das bedeutete natürlich 1956, dass sich die Erfahrung wiederholt hat: Die UNO-Truppen kommen nicht. Das war für das ungarische nationale Bewusstsein, ich würde sagen, eine Grunderfahrung. Diese Grunderfahrung hat aber die Idee von 1848 am Leben erhalten, diesen Tag, den 15. März. Die demokratische Regierung hat sich 1989 – zusammen übrigens mit den Sozialisten – geweigert, den Tag zum Nationalfeiertag zu erklären: Sie haben stattdessen den 20. August, den St. Stephanstag dazu erkoren. Trotzdem ist Kossuth, also dieser schlechte Politiker und unglaublich große Mensch, immer noch beliebt in Ungarn, viel beliebter als diejenigen Reformleute, die das Ganze langsam und mit weniger Opfern machen wollten.

Und «1848» ist bis heute da. In der Ära Kádár hat die Polizei an jedem 15. März mobilisiert, weil sie Angst hatten, dass es jemandem einfällt, ein Petöfi-Gedicht auf der Straße zu deklamieren, wobei Petöfi als Nationalklassiker galt. Die Kommunisten hatten ihn natürlich auch für ihren Dichter gehalten.

Was ist mit dieser Tradition in Ungarn? Sie ist einerseits immer noch dominierend im Nationalbewusstsein. Andererseits wäre es nicht Ungarn, wenn auch diese Tradition die Leute nicht entzweit hätte. Es gab noch keinen 15. März seit der demokratischen Ära, an dem die verschiedenen Parteien zusammen gefeiert hätten. Alle streiten darum, wem die Revolution 1848 gehört. Dass sie leider den Steuerzahlern gehört, beweisen nur die ab und zu kostspieligen Feiern, was – wenn man die etwas armselige und puritanische Revolution von 1848 berücksichtigt – auch ein bisschen übertrieben ist.

Robert Traba: Wir sind alle mehr oder weniger aktive Teilnehmer eines Prozesses der Bildung eines neuen Erinnerungsortes. 1848 ist seit über 100 Jahren bekannt. Für mich ist ein Erinnerungsort nicht nur ein topographischer Ort, sondern ein Artefakt, ein Symbol, eine Persönlichkeit oder ein Ereignis usw. Es handelt sich aber nur dann um einen Erinnerungsort, wenn eine identitätsstiftende Kraft von ihm ausgeht. 1848 hat das Potenzial zu einem Erinnerungsort zu werden, aber wie in Frankreich und Italien hat es noch keine identitätsstiftende Kraft, weil es in Vergessenheit geraten ist. Wenn man durch Italien fährt, sieht man in fast jedem Dorf Mazzini- und Garibaldi-Denkmäler, Straßen mit diesen Namen, die an die Fahrt von

Garibaldi nach Sizilien erinnern usw. Mithilfe dieser Persönlichkeiten wird wohl oder übel auch an 1848 erinnert, aber das wird nicht so richtig öffentlich thematisiert.

Ich weiß nicht, ob wir überhaupt über gescheiterte oder gelungene Revolutionen diskutieren müssen. Ich würde sagen, dass das, was die Geschichte lebendig macht, unter anderem ihre Kontroversität ist. Damit komme ich zu zwei wichtigen Begriffen der Bildung und der Geschichtsdidaktik: Kontroversität und Multiperspektivität sind die führenden Begriffe, die unter anderem entnationalisiert sind. Sie machen die Erzählung über die Geschichte lebendig. Es stimmt, die Revolution war nicht ganz gelungen. Die konservative Seite war sehr stark. Dadurch haben wir ein Feld von unterschiedlichen, sich gegenseitig ausschließenden Ideen usw., aber dadurch ist trotzdem alles irgendwie in Bewegung. Es ist einfacher, solch ein Potenzial als lebendige Geschichte zu benutzen als schlicht eine Erfolgsgeschichte zu erzählen.

Schauen Sie einmal auf die Debatte um den 9. November, um beim deutschen Beispiel zu bleiben. Wie viel Emotionen, vielfältige Erinnerungen und Thesen finden wir in diesem Datum. Soviel Potenzial hat auch 1848. Die Frage ist nur: Was können wir tun, um 1848 vom potenziellen zum wirklichen Erinnerungsort zu machen?

Wir haben vergessen, über die Träger der Erinnerung zu sprechen. Was ist das Wichtigste bei der Transmission eines Ereignisses in unser Gedächtnis? Wichtig ist die Bildung von Transmissionsriemen. Wir haben heute die Literatur vergessen, z.B. Victor Hugo. Er ist ein europäischer, wenn nicht sogar Weltschriftsteller; alle kennen Hugo mehr oder weniger. Wir können auch die bereits erwähnten Denkmäler nennen, die vor allem in Italien zu finden sind.

Was seit mehreren Jahren in Berlin zu den Märzgefallenen zu beobachten ist, ist wiederum ein Prozess, in dessen Verlauf ein Datum aus der Vergessenheit immer mehr in die Öffentlichkeit geholt wird: Jedes Jahr wird am 18. März öffentlich gefeiert, gibt der Paul-Singer-Verein Bücher heraus, auch ab und zu im Rahmen der Historiale inszeniert. Das ist meiner Meinung nach ein Weg, der internationalisiert werden kann. Das ist natürlich sehr schwer, weil 1848 in Polen im Gegensatz zu Ungarn kein bedeutendes Datum ist. Das Jubiläumsjahr 1998 hat aus verschiedenen Gründen nichts Neues zu diesem Thema gebracht. Dieses Datum hat auch in Polen verschiedene Facetten. Und Mierosławski⁹ ist eine tragische Figur der europäischen Geschichte. Immer wenn er Anführer eines Aufstands war, war der Aufstand verloren. Er hat in Sizilien angefangen und in Baden geendet. Aber er ist eine wirklich schöne, romantisch-tragische Figur.

Wir sollten ein Netzwerk von Orten aufbauen, die sich mit 1848 assoziieren. Ich sehe in 1848 Potenzial, das nur mit 1989 vergleichbar ist. Dadurch kann man auch den Weg finden. 1989 war natürlich ein Erfolg, aber das ist nicht wichtig. Wichtig ist, dass es das einzige Ereignis in 200 Jahren europäischer Geschichte war, das in ganz Europa stattfand.

9 Ludwik Mierosławski war polnischer Revolutionär, der an zahlreichen revolutionären Aktionen in Europa beteiligt war.

Heinz-Gerhard Haupt: Sie haben natürlich Recht, dass es in Italien eine Fülle von Denkmälern von Garibaldi und Mazzini gibt und Viktor Emmanuel zusammen mit Garibaldi, aber das ist auf den Einigungsprozess bezogen. Das heißt, 1848 ist die gescheiterte Vorgeschichte des Einigungsprozesses. Wenn man ihrer gedenkt, gedenkt man ihrer im Kontext des Einigungsprozesses, dies auch in Frankreich. Es gibt eben auch tote Erinnerungsorte. Erinnerungen entstehen in Gesellschaften direkt nach dem Ereignis, indem man gewisser Personen gedenkt, die eigentlich kein Leben mehr entfalten. Wenn man durch Städte geht und sieht, wer mit Denkmälern bedacht wird, wer mit Straßennamen bedacht wird ...

Robert Traba: Herr Haupt, tote Denkmäler, aber nicht tote Erinnerungsorte. Wir als Historiker können nicht Propheten sein und wissen, wann und wie sie wieder erinnert werden.

Heinz-Gerhard Haupt: Wenn sie durch europäische Städte gehen, können sie eine Reihe von Erinnerungsorten aufzählen, die in früheren Zeiten vielleicht wichtig waren, heute aber nicht mehr. Deshalb finde ich die Kriterien so wichtig, die sie genannt haben. Damit historische Erinnerung in der Gegenwart aktuell wird, muss sie mit Kontroversen verbunden sein. Das heißt, es müssen Ereignisse sein, die kontrovers diskutiert werden. Es müssen Sachen sein, die eine identitätsstiftende Kraft zumindest für einzelne gesellschaftliche Gruppen entfalten und – würde ich sagen – die mit Praktiken verbunden sind.

Ich denke immer an die *Mur des Fédérés* als einen lebenden Erinnerungsort in Frankreich, das heißt, die Mauer, vor der am Ende der Pariser Kommune die Föderierten erschossen worden sind. Und jedes Jahr seit 1871, im Jahr 2012 war ich selbst dabei, ziehen am 28. Mai Mitglieder der Gewerkschaften, linker Gruppierungen, außerparlamentarische Linke, aber auch Sozialisten dort hin und gedenken der Kommunarden. Dazu finden Reden statt. Das ist ein Denkmal, das lebt und in gesellschaftliche Praktiken eingebunden ist.

Wie kann man also Erinnerungen mit Praktiken verbinden? Meist hört die historische Denkmalforschung auf, wenn das Denkmal errichtet ist. Man weiß nie, was hinterher geschieht. Ist das Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald ein lebendiger Erinnerungsort? Oder ist es ein totes Denkmal? Die Träger der Erinnerung können dabei sehr unterschiedliche sein: nationale, lokale usw.

Was kann man aus 1848 für Europa lernen? Wichtig ist natürlich diese Ambivalenz zwischen Nation und Internationalität. Und für die Diskussion über Europa in der Gegenwart ist es wichtig, die Ungleichzeitigkeit in Erinnerung zu behalten. Europa in der Revolution war nicht gleichmäßig von der Revolution betroffen. Europa in der Revolution hat nicht gleichmäßig ähnliche Strukturen entwickelt. Der Grad der Politisierung, der Grad der Nationalisierung war unterschiedlich. Die Bedeutung sozialistischer Ideen war unterschiedlich. Die Vorstellungen von Demokratie waren unterschiedlich ausgeprägt. Der Einfluss der Kirche war unterschiedlich. Europa selbst ist ein in sich vielfältig gegliedertes Etwas und es ist wichtig, immer wieder die Ungleichzeitigkeit Europas zu betonen, damit man nicht zu leichtfertig Vorstellungen

von der Einheit Europas hervorruft, die dann nach einigen Jahren politischen Katzenjammer nach sich ziehen, weil man feststellt, dass die Verhältnisse doch von Land zu Land verschieden sind.

Christian Jansen: 1848 war das einzige gesamteuropäische Ereignis der letzten 300 Jahre – außer 1989 –, das nicht mit einem Krieg zu tun hat. Allein deshalb sollte man 1848 als europäisches Ereignis positiv hervorheben, weil das in unserer europäischen Geschichte doch selten ist. Und dann möchte ich noch eine Anmerkung zu Herrn Rürups These machen, dass 1848 in Deutschland die Nationalstaatsgründung gescheitert sei. Das würde ich nicht sagen. Bismarck wäre ohne 1848 nie im Leben auf die Idee gekommen, einen Nationalstaat zu gründen. Wenn er ohne 1848 überhaupt ein bedeutender Politiker geworden wäre, hätte er sich vielleicht an der Vergrößerung Preußens im Sinne der Lösung von 1867 beteiligt, also der Verbindung der beiden Hälften Preußens. Die Idee des Nationalstaats ist aber ein Erbe von 1848. Insofern sind die 1848er sehr erfolgreich gewesen, allerdings in einem Sinne, der uns heute nicht unbedingt sympathisch ist. Dies möchte ich an zwei Punkten verdeutlichen: Erstens an der ethnischen Definition der Nationszugehörigkeit, deshalb war in der Paulskirchenverfassung von den «Grundrechten der Deutschen» die Rede. Ihr lag nicht die politische Definition der Nation der Französischen Revolution zugrunde. Zweitens war der deutsche Nationalismus immer expansiv. Die Forderung nach der Annexion Elsass-Lothringens, der sich auch Bismarck nicht entziehen konnte, haben wir auch schon 1848. Die Forderung nach Kolonialbesitz, dass Deutschland ein Imperium werden müsse, dass es nachholen müsse, was die anderen großen europäischen Nationen schon vorweg haben. All diese Dinge finden wir bereits 1848. Deshalb ist die Tradition von 1848 zwar eine linke, aber nicht unbedingt eine, die wir heute positiv finden.

Es ist eine Verharmlosung, wenn wir in Sonntagsreden immer wieder hören, «Einheit und Freiheit» seien die Parolen von 1848. In Wahrheit muss es heißen: «Einheit, Macht und Freiheit». Das erstrebte Reich sollte immer ein Machtstaat sein. Es war nie an eine friedliche Föderation in Europa gedacht worden, zumindest nicht von den dominanten Strömungen der 1848er Zeit. Insofern «Einheit, Macht und Freiheit», auch dieses Machtdenken, was wir dann im Bismarck-Reich haben, ist ein Erbe von 1848.

Als eher west- und süddeutsch geprägter Historiker halte ich übrigens die Paulskirche für den Erinnerungsort, der 1848 am besten repräsentiert, und zwar im Sinne von Demokratie und von Verfassungsgebung und trotz der schrecklichen Dinge, die dort auch gesagt und beschlossen worden sind. Ich habe Probleme mit Gedenkstätten wie in Rastatt oder auch mit dem Friedhof der Märzgefallenen, die an Niederlagen, an Opfer erinnern. Aber ich habe außerdem auch Schwierigkeiten als nicht gebürtiger Berliner, als Nichtpreuße, mit einem Erinnerungsort in Berlin, weil ich denke, Berlin steht für die Sieger, für den Nationalstaat, wie er 1871 gegründet worden ist. Das ist zwar eine Tradition von 1848, aber in vieler Hinsicht eben doch zugleich auch die Niederlage der 1848er gewesen, zumindest der Teile, an die wir gerne erinnern wollen. Berlin steht für Bismarck. Berlin steht für den Vorrang der Macht

vor der Freiheit. Insofern bin ich skeptisch gegenüber Erinnerungsorten in Berlin. Als Erinnerungsort in Berlin ist ein Friedhof jedoch wiederum geeignet, weil er immerhin nicht für den Machtgedanken steht, sondern für die Leute, die sich nicht durchsetzen konnten.

Und noch eine letzte Bemerkung: Ich kenne den Begriff der «Märzgefallenen» aus meiner eigenen Sozialisation eigentlich nur als negativen Begriff, um die Leute zu benennen, die im März 1933 in die Partei eingetreten sind. Von daher finde ich es positiv, dass der Begriff der «Märzgefallenen» jetzt wieder in seiner ursprünglichen Bedeutung hochgehalten wird. Insofern habe ich dann doch eine Sympathie für dieses Projekt. Ob es ein nationaler Erinnerungsort sein kann, scheint mir dennoch fraglich.

Rüdiger Hachtmann: Jetzt hat Christian Jansen mich natürlich bewusst provoziert. Erstmal möchte ich darauf hinweisen, dass mit dem Friedhof der Märzgefallenen nicht an Opfer und Niederlage, sondern mindestens ebenso an einen Sieg erinnert wird, und zwar an den Sieg des demokratischen Berlins über die preußische Krone. Das scheint mir ein ganz wichtiger Punkt zu sein. Deswegen steht gerade der Friedhof der Märzgefallenen nicht für Bismarck, sondern im Gegenteil für die demokratische Alternative zu Bismarck.

Zur Bedeutung Berlins kurz Folgendes: Berlin war neben Paris und Wien die europäische Revolutionsmetropole. In Berlin hat sich das Schicksal der europäischen Revolution von 1848 entschieden – zunächst positiv. Nach der Februarrevolution und der Wiener Märzrevolution war mit der erfolgreichen Berliner Märzrevolution klar, dass die europäische Revolution erst einmal gesiegt hatte, genauso wie umgekehrt klar war, dass nach der Junischlacht in Paris, nach der Wiener Oktoberrevolution und nach Mitte November, nachdem Wrangel in Berlin einmarschiert war, die Revolution europaweit gescheitert war, trotz des erneuten Aufflackerns der Revolution 1849 vor allem in Italien, Ungarn und Baden.

Der Friedhof der Märzgefallenen ist einer von insgesamt drei großen authentischen Erinnerungsorten an die 1848er Revolution im deutschen Raum, neben Rastatt und der Paulskirche. Allein deswegen ist es wichtig, über den Friedhof der Märzgefallenen an die Revolution in Mitteleuropa zu erinnern. Ich sage ausdrücklich Mitteleuropa und nicht Deutschland, weil zugleich mit der Märzrevolution ja auch beispielsweise die in Moabit gefangenen Polen befreit wurden und die Revolution in Preußen nicht nur auf den übrigen deutschen Raum ausgestrahlt hat, sondern gesamteuropäisch.

Wichtig finde ich, was Herr Traba in seinem Beitrag angesprochen hat. Das ist die identitätsstiftende Kraft, die diesem Erinnerungsort verliehen werden muss. Völlig richtig ist, dass, was sehr stark gegenwartsbezogen ist, abebben kann und dann erneut eine wichtige Rolle spielen kann. In dem Kontext ist beispielsweise darauf hinzuweisen, dass bis 1918 der «18. März» sozusagen der «1. Mai» gewesen ist. Das hängt natürlich auch damit zusammen, dass – wie der historische Zufall das wollte – der 18. März auch gleichzeitig auf den 18. März 1871 hinweist, also auf den Beginn der

Pariser Kommune. Auch damit ist noch mal die internationale oder europäische Dimension notiert.

Ich finde außerdem ein zweites Stichwort von Herrn Traba wichtig. Das ist der Aspekt der Kontroversität, der Offenheit. Wichtig scheint mir zu sein, sich darum zu bemühen, den Friedhof der Märzgefallenen möglichst ohne teleologische Zuspitzung zu einem öffentlichen Thema zu machen.

Bis vor einigen Jahrzehnten war es jedenfalls in der Bundesrepublik so, dass 1848 als Vorgeschichte von 1871 gesehen wurde. Christian Jansen hat mit seiner These zur Verschweigerung Südwestdeutschlands, als möglicher Alternative der historischen Entwicklung, diese Vorgeschichtsthese meiner Ansicht nach sehr produktiv konterkariert. Problematisch wäre es aber auch, deswegen finde ich den Aspekt der Kontroversität bzw. der Offenheit der Deutung zentral, den Friedhof der Märzgefallenen bzw. das, was dahinter steht, nämlich die Intention der demokratischen Bewegung, im Hier und Heute aufgehen zu lassen.

Gerade mit Blick auf den Friedhof der Märzgefallenen und die Ausstellung dort ist es aus diesem Grund so, dass wir das Ganze bedeutungsoffen angelegt haben. Damit kann es auch, wenn man so will, historisch-politisch weiterentwickelt werden.

Woran soll man heute erinnern? Es ist die Frage danach, was demokratische Bewegung eigentlich grundsätzlich charakterisiert, nämlich dass man für seine politischen und sozialen Rechte aktiv eintritt, dass man sich gegen Unterdrückung wehrt. Ich halte es für problematisch, in diesem Kontext «Barrikade» und andere Ebenen der Politik gegeneinander auszuspielen. Man kann auf die Frage, was wichtiger war oder welches Revolutionssymbol wichtiger ist, salopp antworten: Ohne Barrikade auch kein Parlament, ohne Barrikade keine demokratische Fundamentalpolitisierung und «politische Sprache», ohne Barrikade keine demokratischen Vereinigungen.

Vor diesem Hintergrund bietet der Friedhof der Märzgefallenen einen zentralen Hebel, um die demokratische Substanz von 1848 noch einmal ins breite öffentliche Bewusstsein zu bringen.

Und 1848 und Europa ist als Lernfeld wichtig. Völlig zu Recht wurde angemerkt, dass 1848 ja nicht nur Völkerfrühling gewesen ist, sondern gleichzeitig ein Zeitraum, in dem der Chauvinismus «fröhliche Urständ» feierte und sehr stark geworden ist. Ich meine mit lernfähig, dass man hier in gewisser Weise auch für heute daraus lernen kann, weil wir in der Europäischen Union erleben, dass Krisen und große Probleme in der Europäischen Union dazu führen, dass nationalistische, gegenüber nationalen Minderheiten intolerante Bewegungen stark werden können.

Meiner Ansicht nach ist mit Blick auf 1848 darüber hinaus wichtig, dass 1848 ganz wesentlich zu unserem demokratischen Traditionsbestand gehört. Deshalb muss 1848 noch sehr viel stärker ins allgemeine Bewusstsein gehoben werden. Der Fokus sollte dabei künftig nicht nur auf Jubiläumsjahre wie 1998 gerichtet sein.

Zum Schluss möchte ich noch auf Herrn Rürups Frage eine Antwort versuchen: Gescheitert oder Erfolg? Realhistorisch betrachtet muss man sagen, dass die Revolution gescheitert ist. Aber ich habe versucht in meinem Beitrag zu Preußen deutlich zu machen, dass bestimmte Bewegungen, ich denke da vor allem an die Arbeiterbewegung, aber auch an die Linksliberalen und an die Demokraten, aus der

Revolution von 1848 ganz wesentliche Lebenskräfte, ganz neue politische Energien rausgezogen haben. Und vor diesem Hintergrund ist 1848 eben nicht nur gescheitert, sondern es ist auch ein wesentlicher, positiver Baustein der heutigen und auch der künftigen demokratischen Gesellschaft.

Auszüge aus der Diskussion mit dem Publikum

Eva Quistorp: Ich freue mich sehr, dass diese Tagung stattfindet, und zwar weil ich eine ganz besondere Rezeptionsgeschichte mit einigen Kolleginnen habe, die mit mir zusammen die Grünen gegründet haben. Die erste Europawahlversammlung der Grünen zur Direktwahl des Europaparlaments hat am 17. und 18. März 1979 in Offenbach stattgefunden. Ich denke, das war genauso wenig ein Zufall wie der 18. März 1990, wo anscheinend Markus Meckel und andere auf der Traditionslinie europäischer 18. März und demokratischer Tradition bestanden haben.

Wir haben eine praktische Rezeptionsgeschichte von 1848 betrieben. Wir haben uns das europäische, das basisnahe und das demokratische Element rausgenommen und haben das mit der damaligen Bürgerinitiativbewegung verbunden. Einzelne Persönlichkeiten, einige Frauen, waren in diesen Bürgerinitiativen stark von 1848 geprägt. Und es ist natürlich in Deutschland anders als in den anderen europäischen Ländern, weil wir ja als Nachkriegsgeneration suchen mussten. Wenn wir nicht Kommunisten, Sozialisten oder Sozialdemokraten waren oder aus den Familien des 20. Juli kamen, mussten wir ja um 1968 herum, wo es dann auch um Revolution und Rebellion ging, nach einem Traditionsbestand suchen, mit dem wir unsere eigenen Forderungen nach Demokratie legitimieren konnten.

Ich fände es wichtig, dass die Grünen und die Heinrich-Böll-Stiftung in der Geschichtsschreibung die zwei, drei Personen, die sehr klar und sehr bewusst strategisch mit 1848 gearbeitet haben, bekannt machen. Ich habe noch 15 Jahre das ganze Revolutions-, Sozialismus- und Maoismusgerede mitgekriegt und musste dann den Begriff der Reform rehabilitieren. Das kann man sich gar nicht vorstellen, was das für eine Schwerarbeit war. Das wirkt heute so, als wären bei den Grünen die Demokratievorstellungen schon immer da gewesen, Reform des Staates. Nein, führende Personen der Grünen hatten sehr antistaatliche, antiparlamentarische und Antireformhaltungen. Ich bin Ihnen sehr dankbar, dass Sie sagen, aus 1848 kann man dieses Spannungsfeld herausarbeiten. Und ich denke, es ist auch für die heutige soziale Jugendbewegung, z.B. bei Occupy oder Attac, wichtig, dass man ihnen dieses Spannungsfeld als Traditionsgeschichte mit an die Hand gibt.

Und die Anti-Atom-Bewegung war auch grenzüberschreitend, da haben Dichter aus dem Elsass, Intellektuelle und Anti-Atom-Leute auch an dieser Traditionslinie gearbeitet. Das Lied «Die Gedanken sind frei» und viele andere Lieder haben wir in der Anti-Atom-Bewegung wiederbelebt.

Frage aus dem Publikum: Welche Rolle spielte die Idee «Europa», die Gemeinsamkeit Europas im Denken der damaligen Akteure selbst, also in den verschiedenen Strömungen der 1848er Revolution und in der Nachfolge der Erfahrungen dieser

Revolution? Es ist zum Beispiel bekannt, das Arnold Ruge ein richtiges Konzept entwickelt hat für ein einheitliches Europa in der damaligen Zeit. Ich glaube, in unseren weiteren Diskussionen sollte das nicht ganz aus dem Blickfeld geraten.

Robert Traba: Mit den Denkmälern ist es so, wie Robert Musil gesagt hat: Sie leben nur, wenn sie eingeweiht sind. Wenn um diese Denkmäler nicht etwas ritualisiert ist, dann werden sie zu Straßenschildern – hinter diesem Denkmal biegen Sie links oder rechts ab. Ich will kein Prophet und auch keine Cassandra sein, aber es ist so: Um eine Erinnerung lebendig zu machen, muss sie mit Emotionen gefüllt werden. Ist 1848 mit Emotionen geladen? Nein. Das ist das Problem. Es gibt eine polnische Diskussion, meine Landsleute beklagen sich, dass die Solidarność-Revolution in der europäischen Erzählung über 1989 nicht so populär wie der Mauerfall ist. Natürlich: Wir waren größer, wir waren früher, wir waren 10 Millionen. Aber Mauerfall ist Mauerfall. Das ist so spektakulär, das hat eine größere Durchsetzungskraft.

Es fehlt ein Datum, ein europäisches Datum für 1848. Es fehlt auch etwas Spektakuläres. Potenzial ist da, aber wie kann man junge Leute überzeugen und zeigen, dass dieses Potenzial noch lebendig ist? Ich weiß, das sind schöne Worte – Demokratie usw. Aber wir brauchen mehr.

Wenn so etwas fehlt, ist der andere Weg die staatliche Strategie. Man kann es von oben probieren. Man kann auch Druck machen. Das ist immer gefährlich. Die Europäische Union versucht ebenfalls, eine Diskussion zu initiieren: Wie kann man europäische Geschichte erzählen? Wo kann man gemeinsame Punkte europäischer Geschichte finden, um nicht zu sagen, gemeinsamer Erinnerung? Und 1848 gehört zu diesem Gemeinsamen. Wir leben zu einer Zeit, in der ein Europäisches Museum entsteht. Es kann die Diskussionen über 1848 zum Beispiel initiieren. Die Initiative zum Friedhof der Märzgefallenen, der Paul-Singer-Verein könnten auf die Idee kommen und sagen: Wir stiften einen Europäischen Preis 1848, einen Preis für die Demokratie – warum denn nicht? So ein Preis dient immer dem, der den Preis bekommt, er dient aber auch immer den Preisstiftern, weil er in positivem Sinne ein Transmissionsriemen für ein breites Publikum ist. Wir brauchen eine Idee, keine Ideologie.

Das sind zwei Szenarien – von unten und von oben. Die Zeit wird zeigen, was aus dieser Initiative wird, vor allem ob sie einen Erinnerungsort in Deutschland finden wird.

Reinhard Rürup: Vielleicht darf ich eine Anmerkung machen. Sie sagen mit Recht, eine Erinnerungskultur braucht Emotion. Man darf nicht nur abstrakte Einsichten haben, sondern es muss eine emotionale Verbindung mit dem geben, woran man erinnern möchte. Ihr Beispiel mit dem Mauerfall ist ja durchschlagend. Man hätte in der Tat in Ungarn, in Polen immer sagen können, wir waren früher dran und haben alles in Bewegung gesetzt, aber es gab keine Mauer, die da fallen konnte. Und sie ist ja auch hier nicht gefallen, wurde aber plötzlich durchlässig. Gefallen ist sie später.

Ein anderer Aspekt des möglichen Mangels an Emotionen ist der, dass da, wo es Bürgerinitiativen gibt – und in gewisser Weise ist der Paul-Singer-Verein ja in diesem

Fall eine Bürgerinitiative –, auch diese Initiativen in aller Regel davon leben, dass es irgendetwas gibt, worüber man sich aufregen kann. Da haben wir nun Pech hinsichtlich des Friedhofs der Märzgefallenen, weil er respektiert wird, aber distanziert und ohne große Emotionen. Wenn es zum Beispiel Baupläne für ein Hotel oder ein großes Bankgebäude auf dem Friedhofsgelände gäbe, dann wäre die Aufregung groß und das wäre plötzlich nicht nur eine Sache der Berliner Öffentlichkeit, sondern auch der nationalen, vielleicht auch der europäischen Öffentlichkeit. Aber leider gibt es niemanden, der solche Baupläne im Augenblick verfolgen würde.

Heinz-Gerhard Haupt: Man kann sich ja in dem Kontext noch mal fragen: Warum gibt es eigentlich keine konservative Erinnerung an 1848? 1848 ist ein hervorragendes Beispiel gelungenen konservativen Krisenmanagements. Einer der Erfolge war Ordnungserhaltung. In allen Staaten sind eigentlich die staatlichen Instanzen erfolgreich gewesen. Wenn derartige Ereignisse auch aus derartigen Kontroversen noch mal Lebendigkeit gewinnen, wäre es natürlich interessant zu fragen: Warum gibt es eigentlich diese konservativen Versuche nicht, sich an die erfolgreiche Ordnungserhaltung zu erinnern?

Das kann einerseits daran liegen, dass konservative Gruppierungen und Staaten sich natürlich immer sehr viel leichter an sehr positiv besetzte Werte als an die schiere Ordnungserhaltung erinnern. Polizeieinsätze, Militäreinsätze sind nicht besonders publikumswirksam. Das mag auch daran liegen, dass sich in den letzten 15, 20 Jahren innerhalb Europas gewisse Vorstellungen über eine akzeptable Erinnerungskultur entwickelt haben, die darauf abzielen, dass vor allem universalistische Werte in der Erinnerungskultur hervorgehoben werden können und nicht mehr nationalistische. Und eine Ordnungserhaltung ist schwer als universalistischer Wert zu verkaufen. Aber für die Durchsetzung und auch für die emotionale Besetzung von gewissen Orten als Erinnerungsorte könnte so eine Kontroverse natürlich sehr wirksam sein.

Ich möchte auch noch auf die Frage nach der Idee von Europa eingehen. Im Selbstverständnis der Akteure 1848 gab es die Vorstellung eines christlichen Europa, auf das man sich bezieht, Europa als christlich geprägter Kontinent, in dem die Ereignisse stattfanden. Daneben gibt es eine demokratische Definition von Europa, Europa als Solidarität der revolutionären und bedrohten Völker. Und das dritte, was man in den Diskursen findet, ist Europa als Appellationsinstanz – wir werden die Regierung vor das Tribunal Europas bringen –, als moralische Instanz.

Christian Jansen: Ich will auch etwas zur Idee Europa sagen. Sie haben ja Arnold Ruge angesprochen. Mir fällt noch Karl Mayer ein, ein württembergischer Demokrat, der auch Pläne für Europa gemacht hat. Es gab ja das Europäische Zentralkomitee der Demokratie 1850 in London. Da saßen sie alle drin. Da saß Kossuth drin, da saß Ruge drin, da saß Mazzini aus Italien drin, da saß auch einer aus Rumänien drin. Und sie haben 1850 gesagt: Unser Fehler war, dass wir nicht europäisch zusammengearbeitet haben. Beim zweiten Mal müssen wir es besser machen. Das war aus heutiger Sicht insgesamt eine eher lächerliche Veranstaltung, was aber auch damit zusammenhängt, das Marx und Engels darüber sehr polemisch und böse geschrieben haben.

Das prägt unsere Erinnerung an dieses Komitee. Aber das Komitee stand für eine sehr abstrakte und letztlich imperiale Vorstellung von Europa. Ich kenne die Papiere von Ruge und auch von Mayer ganz gut. Da sind acht bis zehn Nationalstaaten vorgesehen. Jede Menge andere kleine Völker wurden hingegen als nicht fähig angesehen, einen Nationalstaat zu bilden. Die Ungarn, die Polen, die Kroaten sollten einen Nationalstaat kriegen. Die Slowaken, Slowenen, Bretonen, Iren, Basken etc., die teilweise bis heute keinen Nationalstaat haben, sollten leer ausgehen.

Als Letztes will ich noch mal den Erinnerungsort «Märzgefallene» aufgreifen. Erinnerungsorte müssen kontrovers und bedeutungs offen sein. Insofern sehe ich für diesen Friedhof, weil er ein authentischer Ort ist und wir davon nicht viele haben, für 1848 eine Chance erfolgreicher Musealisierung. Skeptisch bin ich aber, ob wir den 18. März als den Gedenktag, der er im Kaiserreich war, wiederbeleben können. In Deutschland ist der Erinnerungsort und der Tag, an dem sich alles bündelt – von 1848 über 1918, 1923 und 1938 bis 1989 – der 9. November. Das ist ein Tag, mit dem sich kontroverse Gefühle verbinden. Wenn wir eine Alternative zum 3. Oktober suchen, dann kann es nur der 9. November sein.

Rüdiger Hachtmann: Ich habe eben schon darauf hingewiesen, dass bis 1918 der «18. März» der «1. Mai» gewesen ist. Gleichzeitig ist das, was Ende des 19. Jahrhunderts und Anfang des 20. Jahrhunderts gefeiert wurde, und was wir noch heute am 18. März feiern, wenn man so will, immer auch eine europäische Idee gewesen. Die stand dahinter. Seit 1871 nicht nur das Erinnern an die Berliner Märzgefallenen, sondern auch die Solidarität und die Erinnerung an die Pariser Kommune. Da steckt zwangsläufig schon eine europäische Dimension drin.

Emotion und Erinnerungsort: Ich bin 1998 zufällig ein Semester in Konstanz gewesen, habe dort gearbeitet und war völlig überrascht, dass das Erinnern an «1848» geradezu eine Volksbewegung ausgelöst hat. Es gab einen Volkskalender. In ganz Baden waren mehr als 700 Veranstaltungen zu 1848 nicht nur geplant, sondern auch realisiert worden. Und wenn man dort hingegangen ist, hat man gemerkt, das war ganz tief in der Bevölkerung verankert. Das war damals und ist auch heute in Berlin noch nicht der Fall. Aber das heißt natürlich nicht, dass die Konstellationen nicht entsprechend verändert werden können.

Zum Thema Erinnerungsort und Emotion möchte ich außerdem noch auf eine Gefahr hinweisen, nämlich auf eine mögliche politische Funktionalisierung von Erinnerung und dass eine Emotionalisierung als solche auch sehr problematisch sein kann.

Ich will schließlich noch auf die Verbindung der 68er Bewegung mit 1848 zu sprechen kommen. Ich kann mich gut dran erinnern, das war in meinem ersten Semester hier in Berlin als Student, 1973, dass die Neue Gesellschaft für Bildende Künste eine ganz tolle Ausstellung zur 1848er Revolution gemacht hat. Die war sehr eindrucksvoll. Und das war damals nicht das Einzige: Auch die Theatermanufaktur, die es heute leider nicht mehr gibt, hat damals ein interessantes Stück zu 1848 gemacht.

Zu 1968 bzw. der 68er Bewegung und zu dem, was auch auf der historiographischen Ebene in der Folgezeit dazu geschrieben worden und auch erinnerungspolitisch dazu gewesen ist, sei daran erinnert, dass vor allem die Revolution 1918/19 im Fokus gestanden hat und nicht zuletzt Herr Rürup einige, wie ich heute noch finde, sehr innovative Aufsätze dazu geschrieben hat. Heute dagegen ist die Revolution 1918/19 leider eine vergessene Revolution. Auch daran können wir feststellen, dass die Erinnerung Konjunkturen hat.

Unser Interesse sollte dahin gehen, deutlich zu machen, dass die 1848er Revolution als Fundament der Demokratie für uns heute eine ganz wichtige Erinnerung ist, der wir zu noch viel breiterer Resonanz in der Öffentlichkeit verhelfen sollten.

Reinhard Rürup: Man sollte auch immer daran denken, dass die 1848er Revolutionen starke Erschütterungen waren, politische und gesellschaftliche, die nicht in einen Krieg mündeten. Es gab während der Revolution Bürgerkriegskämpfe, aber es gab keinen europäischen Krieg. Das ist nichts Geringes. Das verweist dann auch noch einmal auf den Herbst 1989, auf die friedliche Revolution in der DDR. Rüdiger Hachtmann hat gerade von 1968 gesprochen, auch von 1918. Dazu kommt die Erfahrung der friedlichen Revolution von 1989, deren Bedeutung für unseren künftigen Umgang mit der Revolutionsgeschichte in Deutschland gar nicht zu überschätzen ist. Die Tradition, um die es uns geht, führt von 1989 über 1918 zu 1848. Die Revolution von 1848 bleibt ein Eck- und Grundstein unserer Demokratiegeschichte – und die Erinnerung an 1948 braucht deshalb in der deutschen Hauptstadt einen ebenso würdigen wie lebendigen Ort der kritischen Traditionspflege.

Ort demokratischen Lernens

Der Paul Singer Verein engagiert sich für die angemessene Würdigung des Friedhofs der Märzgefallenen und seine Entwicklung zu einer nationalen und europäischen Gedenkstätte.

www.friedhof-der-märzgefallenen.de